

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

15. (4. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

15. (4. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Oktober 1907, abends 7 Uhr im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender Herr Geheimer Justizrat Emil Uhles in Vertretung des durch Unpässlichkeit behinderten I. Vorsitzenden Herrn Geheimrat Ernst Friedel.

Von Herrn Ernst Friedel waren die unter I—III, VI—IX, XI und XII folgenden Mitteilungen eingegangen.

A. Allgemeines.

I.) Die Eröffnung der Stadtbibliothek und des Lesesaales in der Zimmerstraße 90/91 hat am 15. d. M. durch mich in Gegenwart des Bürgermeisters Dr. Reicke und der Mitglieder des Kuratoriums für die Städtischen Bibliotheken stattgefunden.

Beide Bibliotheken, auch die Nachschlagebücherei sowie die Sammlung der Zeitungen und Zeitschriften sind außerordentlich reichhaltig ausgestattet. Als technischer Chef dieses neuen literarischen Instituts fungiert der Stadtbibliothekar Dr. Arend Buchholz, durch dessen Sorgfalt bereits eine stattliche Reihe vorzüglich redigierter Kataloge hergestellt worden ist. Jeder Katalogband ist für 1 M., 10 Quittungsformulare sind für 5 Pf. käuflich. Aus der Leo-Stiftung stehen der Stadtbibliothek etwa 8000 Mark, aus der Albert-Cohn-Stiftung etwa 11,000 Mark für das nächste Etatsjahr zur Verfügung. Das Niveau der beiden neuen städtischen Bibliotheksinstitute geht über das der gewöhnlichen Volksbibliotheken und Lesehallen hinaus, ohne akademisch-wissenschaftliche Aspirationen zu haben. Die Grenze zwischen höherer Volks- und Akademischer Bibliothek wird selbstverständlich in einzelnen Fällen zweifelhaft sein, das ändert aber an dem prinzipiellen Charakter nichts. Einzelne kleinere Bibliotheken sind der Stadtbibliothek geschenkt worden, die allerdings zum Teil fachwissenschaftliche Bestandteile haben, man konnte diese Dedikationen doch unmöglich deshalb zurückweisen. Endlich ist die Stadtbibliothek die Zentralstelle, aus welcher die Volksbibliotheken gespeist werden, umgekehrt können die Leser der letzteren sich Bücher aus der Stadtbibliothek bestellen.

Ich bitte die Mitglieder der Brandenburgia, die Stadtbibliothek, die auch des Heimatkundlichen viel enthält, wie Sie aus den Ihnen von neu vorgelegten mustergültig ausgestatteten auf der Höhe der Bibliothekswissenschaft stehenden Katalogen ersehen haben werden, fleißig zu benutzen. Der Dienst wird von sachlich vorgebildeten Bibliothekarinnen versehen.

II.) Die Eröffnung des neuen Märkischen Museums ist, wie ich auf zahllose Anfragen hiermit antworte, für Ende Mai oder Anfang Juni 1908 in Aussicht genommen. Voraussichtlich wird eine Vorbesichtigung durch S. M. den Kaiser und König am Tage vor der feierlichen Einweihung seitens der Städtischen Behörden stattfinden. Der mit Projektionsapparat ausgestattete Vortragssaal wird leider wohl nur etwa 120 Sitzplätze bequem enthalten.

III.) Der Park in Pankow, welcher seitens des Herrn Killisch von Horn mit großer Liebe und großem Aufwand angelegt, von Seiten der Brandenburgia aber vor etwa 4 Jahren besucht wurde, ist von der Gemeinde erworben und am 8. August 1907 unter Teilnahme von Regierungs-Vertretern der öffentlichen Benutzung übergeben worden. So ist der Wunsch, der von der Brandenburgia damals öffentlich ausgesprochen wurde, nicht leer im Winde verhallt, vielmehr in erfreulichster Weise in Erfüllung gegangen. Bei der Übergabe wurde allseits die traurige Verwüstung beklagt, welche sich jenseits des Parks am rechten Ufer der Panke auf dem forstfiskalischen Gelände von Schönholz weiterhin sichtlich erstreckt. Der schöne Kiefernwald ist niedergeschlagen, um das Gelände der Bebauung zu erschließen, wie der euphemistische Ausdruck für Waldverwüstung zum Zweck der Bauspekulation lautet. Bis auf weiteres ist von einer Betätigung der letzteren nichts zu sehen, auch wohl, angesichts des Darniederliegens des Baugeschäfts, des Kapitalmangels und der sich chronisch wiederholenden Baustreiks, für lange Zeit nicht viel zu erwarten.

IV.) Herr Rektor Monke berichtet ferner über die interessante Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums in das Tal des Tuchener Fließes. Am Sonntag, den 20. d. M., unternahmen etwa 20 Pflugschaftsmitglieder des Museums unter der Führung des Geheimen Regierungsrates Friedel eine Wanderfahrt in das Gebiet des Tuchener Fließes, das südlich von Eberswalde in der Nähe von Spechthausen in die Schwärze mündet und von hier an bis hinauf zur Schönholzer Schneidemühle, der sogenannten Untermühle, den Namen Nonnenfließ trägt. Diese Bezeichnung erklärt sich, wie der eine Teilnehmer, der Redakteur Schmidt in Eberswalde, mitteilte, wahrscheinlich dadurch, daß die Ländereien des Nonnenklosters in Friedland bei Wriezen einst bis in die Nähe des Fließes reichten. Beim Liesenkrüz, einer vom schlängelnden Bache gebildeten kleinen Halbinsel, der schönsten Stelle des an landwirtschaftlichen Reizen überreichen tief eingeschnittenen Tales, gab Rektor Monke einen kurzen Überblick über die zahlreichen Volkssagen, die sich an den Ort knüpfen. Man sagt, dort habe die letzte Nonne des einstigen Klosters, das hier plötzlich in die Erde versank, als die Nonnen gerade ausgegangen waren, ein Holzkreuz errichtet, um an dieser Stelle ihre täglichen Gebete zu verrichten. Ein solches Kreuz hat dort vor etwa

60 Jahren einer glaubwürdigen Überlieferung nach gestanden. Wahrscheinlich hat es dem Orte, der jetzt durch eine rundliche überdachte Laube gekennzeichnet ist, den Namen gegeben. Andere Sagen erklären das Kreuz als Erinnerungszeichen an einen Mord, den einst ein Schäfer an seiner treulosen Geliebten, der Liese, oder eine Bauersfrau aus Freudenberg, die ebenfalls Liese hieß, an ihrem Manne begangen hatte. Rektor Monke machte dann auf einen beim Liesenkrüz stehenden Elsbeerbaum (*Sorbus torminalis*) aufmerksam, der einzige seiner Gattung, der in diesem Walde wild wächst; er kommt auch sonst in der Mark nur selten vor. Nach kurzer Wanderung durch die mit hohen Buchen bestandene Schlucht wurde die Untermühle erreicht, eine Wassermühle, deren Gebäude aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stammt. Sie gehörte etwa 200 Jahre lang einer Familie Müller; seit einigen Jahren befindet sie sich im Besitze der „Landwirtschaftlichen Betriebsgenossenschaft“ in Königsberg, Ostpr., die die Ländereien (etwa 900 Morgen) durch einen Pächter bewirtschaften läßt, später aber eine Heilanstalt dort einrichten will. Der Boden in der Nähe der Mühle ist reich an Ocker; eine im Garten entspringende Quelle enthält sogar $3\frac{1}{2}$ pCt. Doch hat man die fabrikmäßige Herstellung der Ockerfarben nach einigen Versuchen bald wieder aufgegeben. Die Untermühle hat, wie die weiter südlich gelegene „Neue Mühle“, einen auffallend großen Mühlenteich, weil eine große Wassermenge aufgestaut werden muß, wenn die Mühlen in Betrieb gesetzt werden sollen, denn der Fluß ist heut zu wasserarm. Die „Neue Mühle“ führt ihren Namen im Gegensatz zur „Mittelmühle“ beim Dorfe Klobbicke, der ältesten der vier Mühlen am Tuchener Fließ, die schon im Jahre 1360 vorhanden war. Zur Zeit Ludwig des Römers werden die Gebrüder Palmdach, Berliner Bürger, als die ersten Besitzer der Mühle genannt. Im Volksmunde heißt sie „die Vorde“. Diese ebenfalls am Tuchener Fließ gelegene Wassermühle, die sich durch ihre romantische Umgebung auszeichnet, wurde eingehend besichtigt; für den Besuch der vierten Mühle am Tuchener Fließ, der Obermühle, reichte leider das Tageslicht nicht mehr aus.

Nach dem Mittagmahle im Dorfkrüge in Klobbicke hielt Redakteur Schmidt einen Vortrag über die Geschichte des Dorfes. Ausgehend von dem Namen, den Fidicin von Beke-Bach abzuleiten versucht, während Prof. Hammer ihn auf einen Personennamen zurückführt, berichtete der Redner, daß in den älteren Urkunden der Stadt Eberswalde die Herren v. Globick häufig als Zeugen auftreten. So wird 1323 ein Conradus v. Globick genannt. Er und ein Hermann Wulkow in Trampe scheinen im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts unter den letzten Askaniern zu Einfluß gekommen zu sein. Conradus besaß ein festes Haus, ein „Schloß“, dessen Reste (Keller) auf dem Grundstücke der Halbbauern Liese noch heute zu sehen sind. Der Name des Ortes selbst tritt zuerst

1360 auf; 1375 hatte die Dorfflur 46 Hufen. Die Besitzer des Gutes haben anfangs häufig gewechselt. Längere Zeit (etwa 200 Jahre) hatten es die Herren v. Thermo inne, die es 1412 von Henning v. Luvenberg (Löwenberg) gekauft hatten. Vordem hatten Tyle und Erwyn v. Repkow es besessen. Zur Zeit der Thermos wurde Klobbicke von den Hussiten arg verwüstet (1432). Ein Otto v. Thermo lebte von 1499—1536 auf Klobbicke. Sein Sohn Hans setzte sich selbst ein Denkmal, das jetzt im Innern der Kirche an der Wand angebracht ist und die Umschrift trägt: „Anno 1575 habe ich, Hans v. Thermo, diesen Stein noch bei meinem Leben machen lassen.“ Der letzte Thermo nahm 1599 ein klägliches Ende. Er beleidigte seinen Geistlichen, P. Lang, der ihn vermahnt hatte während des Gottesdienstes, bedrohte ihn mit dem Tode und schlug seine Frau so, „daß sie schier nicht wie ein Mensch aussah.“ Der Kurfürst ließ ihn dafür 1599 mit seiner ganzen Familie gefangen setzen. Dann saßen die Herren v. Lindstedt auf Klobbicke. Sie suchten vom allem, die Wunden zu heilen, die der 30jährige Krieg dem Orte geschlagen hatte. Das Schloß war niedergebrannt, die Kirche verwüstet, sie stellten das Wirtschaftsgebäude wieder her, besserten die Kirche aus und erbauten einen neuen Altar. Nachdem die Freifrau v. Blumenthal das Gut einige Zeit besessen hatte, kam es 1676 in die Hände des Landesherrn; 1717 wurde es dem Amte Biesenthal, dann dem Amte Eberswalde zugelegt. Das kirchliche Patronatsrecht wurde bereits 1538 von Joachim II. der Stadt Eberswalde übertragen. Die Erbauung der Kirche, deren Kanzel und Altar aus dem Jahre 1630 stammen, fällt wahrscheinlich in das 13. Jahrhundert. 1905 wurde sie gründlich erneuert.

Nach der Besichtigung der Kirche und der Reste des ehemaligen Schlosses wurde der Rückweg angetreten.

(Vergl. Neue Preuß. Z. vom 20. Okt. 1907.)

V.) „Über die Pflege der Wissenschaft im Reich“ befindet sich ein Artikel des der Brandenburgia von früheren Mitteilungen her wohl bekannten Universitätsprofessors Herrn Dr. Otto Jaekel in „Morgen, Wochenschrift für Deutsche Kultur“ (15. d. M.). Bei aller Anerkennung, welche die Naturwissenschaften neuerdings, z. T. Dank der Förderung unsers Kaisers bei uns genießen, fehlt es doch auch hier an vielen notwendigen Lebensbedingungen, im Gegensatz zu anderen Ländern (z. B. Usona).

U. A. führt Jaekel folgendes aus: „Die Geologie wird eifrig gefördert, soweit die geologisch-kartographische Landesaufnahme in Betracht kommt. Etwa 40 höheren Beamtenstellen allein an der geologischen Landesanstalt in Berlin steht auch nicht eine Stelle in ganz Preußen gegenüber, die ausschließlich der rein wissenschaftlichen

Förderung dieses, die Allgemeinheit so lebhaft interessierenden Faches vom Bau und der Geschichte der Erde diene. Ihre Vertretung an den Universitäten ist mit der ganz heterogenen Palaeontologie oder mit der Mineralogie verknüpft, und jede Universität in Deutschland hat nur eine derartige Stelle. Auch hier werden wie in der Chemie und Physik fast nur noch Lehrstühle für die technischen Zweige der Wissenschaft geschaffen. Daß in diesen Fächern die Zersplitterung der Lehrkräfte der Wissenschaft wenig dient und die konkurrierende Verdoppelung umfangreicher Lehrsammlungen bisweilen in benachbarten Gebäuden dem Staate ganz unnütze Ausgaben verursacht, sei hier nebenbei angedeutet.“

„Die Zoologie, die als Hilfswissenschaft für die Medizin, die Hygiene, die Veterinärkunde, die Landwirtschaft, das Forstwesen, die Fischzucht, koloniale Kultur usw. in Betracht kommt, wird fast nur an diesen Berührungspunkten mit dem praktischen Leben gefördert. Dafür sind gerade in neuerer Zeit zahlreiche Institute und einzelne Stellen geschaffen worden, mit der Förderung der Zoologie als zentralem Stamme dieser praktischen Seitenzweige aber sieht es bei uns geradezu trostlos aus. Selbst in Berlin ist für dieses große Fach, abgesehen von den Beamten des zoologischen Reichsmuseums, die durch die Ordnung und Verwaltung der großen Materialien ganz in Anspruch genommen sind, nur eine einzige etatsmäßige Vollstelle vorhanden, und auch diese dient vorzugsweise dem Unterricht der Mediziner. Ich will gar nicht an amerikanische Verhältnisse denken, sondern nur die entsprechenden Zahlen aus Paris nennen, wo schon vor Jahren der einen Stelle in Berlin fünf Ordinariate mit ebensoviel selbständigen Arbeitsinstituten und drei Extraordinariate gegenüberstanden, auch hier abgesehen von den zahlreichen Museumsstellen und den zoologischen Professuren in der medizinischen Fakultät. Dekorative Namen weisen unsere Universitätsverzeichnisse allerorten in Menge auf, aber die Förderung des Faches von seiten des Staates ist jetzt wirklich auf ein so bescheidenes Maß reduziert, daß dabei die Wissenschaft unmöglich gedeihen kann.“

„Wenn aber das Fach selbst so wenig gefördert wird, woher sollen dann noch tüchtige geschulte Kräfte für die praktischen Stellen herkommen, und wie sollen diese vom Fach selbst neue wissenschaftliche Nahrung und Anregung erhalten! Die Aussichten für junge Zoologen sind bei uns so überaus trostlos, daß man sich wundern muß, daß sich überhaupt noch opferwillige Dozenten diesem Fache widmen. Und man glaube nicht, daß die in praktischen Stellen untergebrachten für die Förderung des Faches noch wesentlich in Betracht kämen. Sobald sie dem preußischen Verwaltungsapparat eingefügt sind, haben sie nicht nur räumlich die Fühlung mit ihrer Fachwissenschaft verloren, sondern sind auch durch ihre speziellen Aufgaben vollständig in Anspruch genommen.“

„Wieviel junge Gelehrte würden der Wissenschaft erhalten werden können, wenn man 100000 Mark jährlich als persönliche Remuneration für tüchtige Forscher in den Etat einstellte. Freilich sollte der Staat über diese unerläßliche Anstandspflicht gegenüber den opferfreudigen, aber meist in ihren Privatmitteln arg beschränkten Gelehrten hinausgehen. So anregend in mancher Beziehung der Unterricht neben der Forschung ist, so ist es auch sehr zu bedauern, daß tüchtige Forscher nur als Universitätslehrer eine ihren Leistungen entsprechende Anstellung finden können. Für eine ruhige Forschung ist die fortwährende Unterbrechung durch den Unterricht äußerst nachteilig, und es wäre deshalb in hohem Maße wünschenswert, daß außer den Universitäten auch staatliche Institute zur Pflege der reinen Wissenschaft geschaffen würden, wie wenigstens Ansätze dazu in anderen Ländern in Akademien und Gelehrteninstituten existieren. Bei uns haben die Akademien diese Ergänzung der Universitäten kaum in nennenswerter Weise geboten.“

„Selbst wenn der Staat sich aber auf die Förderung praktischer Bedürfnisse beschränken will, wird er sich nicht noch länger der Sorge entziehen können, daß die Naturwissenschaften in ihrem Kerne besser gepflegt werden, da sonst auch ihren praktischen Nutzenanwendungen der nährende Boden verdorren wird. Fehlen aber dem Staat die Mittel zu einer großzügigen Pflege und Förderung der Wissenschaft, so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß sich auch in Deutschland wie in Amerika und vielen anderen Ländern hochherzige Freunde der Naturwissenschaft finden werden, die unserer Nation in dem internationalen Wettkampf um den Ruhm geistigen Fortschrittes gern einen Ehrendienst leisten wollen, zumal sie dadurch sich selbst und ihrem Namen das ruhmvollste Denkmal setzen würden. Dazu freilich müßte ein der Naturwissenschaft freundlicherer Hauch in höheren Regionen verspürt werden, und es müßte zum mindestens dafür gesorgt werden, daß hochherzige Spender mehr Freude an ihren Schöpfungen haben könnten, als sie dies bisher davon erhoffen konnten. Aber das glaube ich nicht, daß unser Volk in diesem Punkte schlechter daran sein müßte als so viele andere, bei denen der Wissenschaft in den letzten Dezennien herrliche Pflanzstätten erstanden sind.“
(Vgl. im übrigen die folgende Nr. VI.)

Ich kann mich dem Wunsche des Herrn Jaekel nach einer freundlicheren Förderung insbesondere der beschreibenden Naturwissenschaften von oben her nur anschließen. — Zwar ist gegen vor fünfzig Jahren mancherlei Erfreuliches geschehen durch Stiftungen, durch Stipendien, durch Mittel, welche seitens Vereinen und Gesellschaften für jene Gebiete geleistet worden. Es wäre aber noch viel mehr zu leisten, auch zur Pflege unserer engsten Heimatkunde, welche hauptsächlich wegen fehlender Geldmittel im Schneckengange vorschreitet. Gibt es nicht auch bei uns Mäcene, die für dergleichen von ihren verfügbaren vielen Tausenden

einige sofort oder doch in Form von Testamenten oder Legaten übrig haben? Wahrlich nicht bloß die Kunst geht nach Brot.

B. Naturgeschichtliches.

VI.) Eine Akademie für Biontologische Studien. Herr Professor Dr. Otto Jaekel strebt in weiterer Ausbildung der unter Nr. VI geschilderten Gesichtspunkte die Gründung einer Akademie für biontologische Forschungen in Berlin bzw. in Dahlem an. Außer vier speziellen Forschungsinstituten und einer Bibliothek soll ein zentrales Institut für Entwicklungslehre mit einem öffentlichen Museum für dieses Fach verbunden werden. Selbstverständlich bedarf es zur Ausführung dieses genialen, ins Große und Umfassende gehenden Planes sehr beträchtlicher Mittel, für deren Beschaffung Private dem Staat oder Reich zur Hülfe kommen sollten. Herr Jaekel neigt der Vorstellung zu, daß es am besten sein wird, für die einzelnen Teilinstitute einzelne Donatoren zu gewinnen und diese später — nach vielfacher Analogie von Stiftungen — nach ihnen zu benennen. Zunächst liegen die Pläne für die Ausführung noch im Preuß. Kultusministerium. Sobald die Sache hier festere Gestaltung gewonnen, hofft Herr Jaekel u. a. auch auf eine Förderung seitens der Stadtgemeinde Berlin, da sie an dem Museum für Entwicklungslehre ein sehr lebhaftes Interesse hätte. Gerade dieses Fach zu fördern, wäre wohl eine Ehrensache für unsere stets wissenschaftlich-fortschrittlich gesonnene Hauptstadt. Berlin hätte dabei ein glänzendes Vorbild an einem entsprechenden Institut, welches die Stadtgemeinde Paris diesem wichtigsten aller biontologischen Fächer errichtet hat.

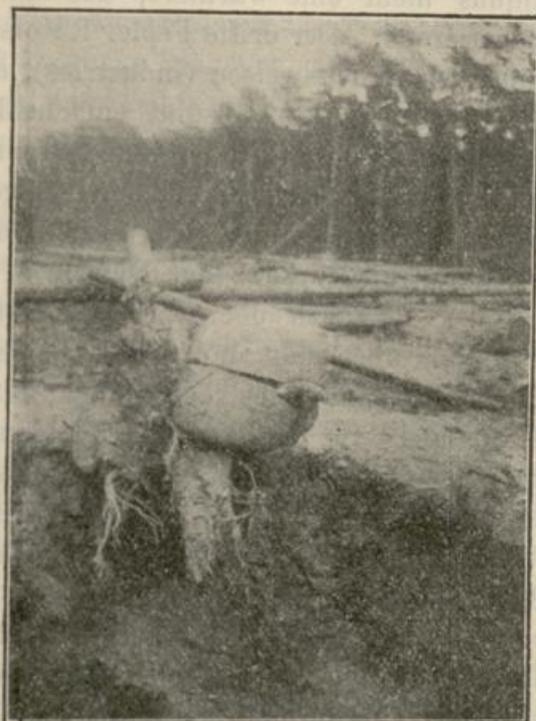
Die Brandenburgia nimmt von diesen wissenschaftlichen, ja auch ihre naturgeschichtliche Tätigkeit berührenden Plänen mit vollem Interesse Kenntnis und wird zur Förderung derselben, soweit dies in unserm Vermögen steht, gern bescheidenlich mitzuwirken bereit sein.

VII. Durch Wurzelkraft gesprengter Geschiebeblock. In diesem Frühjahr wurde beim Roden von Kiefern zwischen dem Spandauer Bock und Pichelsberg im obern sandig-steinigen Diluvium ein großer anscheinend granitischer Geschiebeblock von rundlicher Form ausgegraben, welcher durch die unwiderstehliche Kraft einer mehr und mehr sich vergrößernden seitlichen Wurzel von *Pinus silvestris* allmählich auseinandergetrieben worden ist. Der Stein ward von den Mitgliedern Neupert und Monke besichtigt und von dem Sohn des Erstgenannten photographiert. Wir teilen im Interesse dynamisch-geologischer Forschung eine Abbildung anbei mit.

Es wird deutlich ersichtlich, wie die Kiefernwurzel, die noch mit dem gerodeten Stubben verwachsen ist, den Stein fast regelmäßig halbiert hat.

Vielen Dank an die beiden Herren Neupert und an Herrn Rektor Otto Monke für die Beschreibung und die wohlgelungene Photographie.

Leider ist durch Ungeschick und Unkenntnis das interessante Stück, welches die Zierde jedes naturgeschichtlichen Museums gewesen sein würde, zertrümmert worden.



Durch Wurzelkraft gesprengter Geschiebeblock.

VIII.) Der Kampf um die diluvialen Eolithen tobt unter den Berufsgeologen noch unentwegt fort, teils gerichtet gegen die Eolithen, diese rohsten Steingeräte des Menschen überhaupt, teils bezüglich der Priorität ihrer Erforschung.

Ich hatte mir früher erlaubt, die interessante Arbeit des zur Zeit mit den Vorbereitungen zu einer archaeologisch-geologischen Forschungsreise nach Syrien und Palästina beschäftigten Herrn Professor Dr. Max Blanckenhorn*) vorzulegen, welche sich betitelt „Das relative Alter der norddeutschen Eolithenlager“ (Sitzung der Berliner Anthrop. Gesellschaft vom 22. Januar 1905). Vom stratigraphischen Standpunkt bemängelte Bl. hier, daß unser korresp. Mitglied Herr August Rutot in Brüssel bei der Würdigung der norddeutschen Eolithenfunde zu einseitig die belgischen, französischen und englischen Verhältnisse berücksichtigt

*) Einen großen Teil der entstehenden Kosten wird aus den dem Berliner Magistrat unterstellten wissenschaftlichen Stiftung meines verstorbenen Freundes Dr. Fedor Jagor bestritten werden.

und auf unsere Gegend ohne zureichende Begründung angewendet habe, z. T. beruht dies auf einem Mangel der betr. deutschsprachlichen Literatur. Zweitens moniert Bl. die übertriebene scharfe Trennung der nach den beiden Leitfossilien *Elephas antiquus* und *El. primigenius* benannten Hauptstufen. Diese Tiere hätten an derselben Örtlichkeit wiederholt gewechselt, *E. antiquus* mehr eine wärmere, das Mammut mehr eine kältere Phase repräsentierend. Der dritte Fehler Rutots bestehe in seiner allzustarken Betonung der Arbeitsweisen (industries), die für ihn neben den genannten Elefanten das Alter absolut entscheiden, selbst wo es sich um weit von einander entfernte Länder und verschiedene geologische Verhältnisse handelt. Blanckenhorn schloß mit folgender Zusammenfassung: „Wir könnten aus alledem vielleicht — den vorläufig allerdings noch verfrühten — Schluß ziehen, daß der Mensch in Deutschland und Österreich während des Beginnes der Chelléo-Moustérienepoche oder des älteren Paläolithikums überhaupt noch nicht gelebt hat. Es wäre das gerade von dem Gesichtspunkte aus verständlich, daß damals während der Hauptzeit das Inlandeis in den Alpen in Süddeutschland und im Norden gerade am allerweitesten sich ausdehnte und dem Menschen kaum eine Existenzmöglichkeit ließ. In dieser Zeit waren nur die klimatisch begünstigten Teile der Erde, Südengland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Afrika usw. von Menschen bevölkert. Das Gleiche gilt wohl auch für die zwei noch älteren Eiszeiten, die altdiluviale und die oberoligocäne, welche schon der sogenannten eolithischen Periode angehören. Ob der Mensch während einer älteren Interglazialzeit in Deutschland vorübergehend einwanderte, d. h. ob ein Teil der Eolithe der Mark, z. B. die von Freyenstein*), wirklich der ersten quartären Interglazialzeit der norddeutschen Geologen angehört, bleibt immer noch eine offene Frage. Im allgemeinen aber kann man wohl sagen: Die meisten der sogenannten Eolithe Norddeutschlands so besonders die der Magdeburger Gegend, fallen einer jüngeren Periode zu als der eolithischen Periode Frankreichs und Belgiens, nämlich dem älteren und mittleren Paläolithikum, speziell dem Moustérien und dem Moustéro-Solutréen Hörnes oder Montaignien Rutots.“

Nachdem Herr Geologe Dr. Wieggers am 28. Februar 1905 sich bezüglich der Eolithe gegen Blanckenhorn gewendet, replizierte dieser in der Ihnen ebenfalls vorgelegten Zuschrift vom 15. Mai 1905: „Zur Frage der Manufakte im Diluvium der Magdeburger und Neuhaldenslebener Gegend“ (Monatsber. der D. Geol. Ges. 1905, Heft 5) wies nach, daß W. ihn vielfach mißverstanden habe und plädierte dafür, daß man den Ausdruck Eolithe nicht zu weit ausdehne, d. h. nicht über das eigentliche Paläolithikum hinaus.

*) Vergl. über die Freyensteiner Eolithe *Brandenburgia* XII, 355.

Einen Schritt weiter geht das ebenfalls vorgelegte Schreiben Blanckenhorns vom 19. Februar 1907 in denselben Monatsberichten, Bd. 59, Jahrg. 1907, Nr. 3: „Zur Altersfrage der norddeutschen Eolithenfunde“, worin er zur Wahrung seiner Priorität gegen Wiegers und Rutot in Bezug auf die richtige Deutung des relativen Alters der norddeutschen sogenannten Eolithenvorkommnisse bzw. der ältesten Feuersteinartefakte in Deutschland das Wort ergreift.

Zum Schluß bemerkt Blanckenhorn folgendes: „Ich komme nun im Folgenden noch auf mein Verhältnis zu den Herren Rutot und Hahne. Letzterer war von meiner im Januar 1905 so positiv ausgesprochenen Behauptung, daß sowohl die Funde bei Hundisburg-Magdeburg als Taubach höchstens dem mittleren Paläolithikum oder speziell dem Ende des Moustériens angehören müßten, wie er selbst mir gegenüber zugab, wenig angenehm überrascht und beschloß deshalb, namentlich bei Taubach und Weimar selbst weitere Studien und Aufsammlungen zu machen, mit der ausgesprochenen Absicht, mich an der Hand neuen Materials gründlich zu widerlegen. Diese Studien an Ort und Stelle sowie im Weimarer Museum brachten ihm auch weitere Artefakte zu Gesicht, die er aber teilweise als typisch paläolithisch speziell Obermoustérien bzw. Unter-solutréen anerkennen mußte, also genau in meinem Sinne. Hahne reiste dann nach Brüssel, legte Herrn Rutot das neue Material und die neuen Erfahrungen vor und hat so auch Rutot endgültig von dem mittel-paläolithischen Alter der Taubachschicht überzeugt. In seiner eben erst erschienenen kleinen Schrift, betitelt: „Taubach et Krapina“, stellt sich Rutot auf einmal fast ganz auf meinen 1905 dargelegten Standpunkt, wobei er auch seine ihm von mir vorgehaltene bisherige Überschätzung des *Elephas antiquus* als Leitfossil für unteres Diluvium rückhaltslos zugibt. Nach Rutot könnte jetzt Taubach wie Krapina und der Tuffkalk von Flurlingen mit *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Mercki* der ersten Hälfte des Riß-Würm-Interglazials (im Sinne Pencks) und kulturell dem untersten Solutréen bzw. Eburnéen d. h. dem Montaignien Rutots oder auch einer Übergangszeit vom Moustérien zum Solutréen zufallen, einer Stufe, die neuerdings E. Dupont als Niveau von Hastière bezeichnet. Da ich mit Herrn Rutot selbst früher korrespondierte und in Schriftenaustausch stehe, daher ihm auch bestimmt jene Abhandlung „über das Alter der norddeutschen Eolithenfunde“ zugeschickt habe, so sollte man erwarten, daß Rutot nun erwähnte, daß ich jenes Alter schon früher (energisch gerade ihm gegenüber) verfochten habe. Aber von mir ist in seiner neuen Schrift mit keinem Worte die Rede. Den so auffälligen Umschwung seiner Meinung schreibt er angeblich allein Penck und Hahne zu.

So sehr ich mich nun freue, daß ich von vornherein richtig geurteilt habe, und jetzt Geologen wie Anthropologen sich zu den Ergebnissen

meiner vergleichenden Studien bekennen, so wenig bin ich erfreut über die Art und Weise, wie andere Forscher meine Resultate sich zu eigen machen und mich wenigstens teilweise totschrweigen.“

Augenblicklich will ich diesen Eolithestreit nicht weiter verfolgen, er wird uns sicherlich noch öfter das Wort zu ergreifen zwingen; so viel ist gewiß, daß wir uns vor allen Dingen bezüglich der zeitlichen Anwendung des Worts Eolith wissenschaftlich verständigen und einigen müssen.

C. Kulturgeschichtliches.

IX) Die Karpathen. Halbmonatsschrift für Kultur und Leben. Herausgegeben von Ad. Meschendörfer in Kronstadt, Ungarn. I. Jahrg. Nr. 1. 1. Oktober 1907. Diese neue Zeitschrift dient den heimatkundlichen Interessen unserer deutschen Landsleute in Siebenbürgen. Gern entsprechen wir dem Wunsch der Redaktion, in der Brandenburgia von diesem neuen Unternehmen Kenntnis zu geben.

U. M. Fräulein Elisabeth Lemke, welches Siebenbürger Land und Leute aus eigener Anschauung kennt, berichtet folgendes. Von dem Siebenbürgener Lande, in dem etwa 234 000 Deutsche wohnen, haben wir Reichsdeutsche viel zu wenig Kenntnis, was natürlich einen Mangel an Teilnahme zur Folge hat. Man kann in Wahrheit sagen: Siebenbürgen, ein Lieblingskind der Natur, ein Sammelpunkt des interessantesten Volkslebens und ein Paradies der Gastfreundschaft. Die Rumänen bilden über 56% der Bevölkerung, die Magyaren und die ihnen verwandten Szekler 31, die Deutschen nicht ganz 10%; die übrigen 3% setzen sich zusammen aus Slowaken, Serben, Kroaten, Ruthenen, Juden, Bulgaren, Griechen, Armeniern und Zigeunern. Die im 12. und 13. Jahrhundert vom Mittel- und Niederrhein sowie aus Flandern herbeigerufenen Deutschen werden allgemein „Sachsen“ genannt, weil (wie die mündliche Überlieferung behauptet) den Magyaren diese Bezeichnung, ohne Rücksicht auf Franken und andere Stämme, mit „Deutsch“ gleichbedeutend war. Sie sind die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes. Ihre Schriftsprache ist das Hochdeutsch; unter sich sprechen sie ihre angestammten Mundarten. Neben der Treue für den eigenen König erhält sich eine uns in Erstaunen setzende, allerinnigste Liebe zum Stammutterlande Deutschland.

Seit Oktober dieses Jahres erscheint in Kronstadt die Halbmonatsschrift „Die Karpathen“. (Preis vierteljährlich 4 Kronen.) Herausgegeben von Prof. A. Meschendörfer. Unter den Mitarbeitern befinden sich auch reichsdeutsche Gelehrte und Schriftsteller. Mir ist unter anderem besonders der Beitrag von August Jekelius interessant: „Die Siebendörfer bei Kronstadt“, in denen Csángós (ein ungarischer Stamm) wohnen. Ich habe viele Tage dort in der Nähe zugebracht und auch

die Siebendorfer besucht. — Es sei mindestens ein Probeabonnement auf die Zeitschrift empfohlen.

X) Herr Geh. Rat Friedel händigte mir auch einige Nummern der Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreich-Schlesiens ein. Die Bestrebungen der dortigen deutschen Vereine sind unserer Anteilnahme ebenfalls ohne weiteres sicher. Manchen dürfte das Hineinspielen slawonischer Kulturelemente interessieren, so in der Abhandlung über Matthäus Merians „Topographie von Böhmen, Mähren und Schlesien“, herausgegeben 1650. Da ist auch von einem Ort Jablonke oder Jabluncka die Rede: „Ein Stättlein an der Elsa, im Teschnischen Fürstentum gelegen; davon aber sonders nichts denkwürdiges zu schreiben ist.“ Sollte es nicht vielleicht ein angesehenes Platz für den Handel mit Äpfeln gewesen sein? Jablon heißt im Polnischen der Apfel. — Den Freunden der Volkskunde sei der Aufsatz „Philo vom Walde“ empfohlen; unter diesem Pseudonym verbirgt sich der vielgeprüfte verst. Johannes Reinelt, zu dessen Buch „Schlesien in Sage und Brauch“ unser großer Germanist Karl Weinhold das Vorwort schrieb, während auch viele unserer bedeutendsten Dichter jenem ihre Anerkennung bewiesen. So schrieb ihm Emanuel Geibel:

„Ein Segen ruht im schweren Werke,
Dir wächst, wie Du's vollbringst, die Stärke;
Bescheiden, zweifelnd fingst Du's an
Und stehst am Ziel, ein ganzer Mann.“

Solche Worte an sich gerichtet zu wissen, dürfte manch einem begehrenswert sein.

D. Bildliches.

XI) Herr Ingenieur A. Herrmann legt durch u. M. Herrn Rektor Monke zwei vortreffliche von ihm gefertigte photographische Aufnahmen vor:

a) Die Brücke (Franzosenbrücke genannt) über das unter Nr. 5 erwähnte Nonnenfließ in höchst malerischer Umgebung, photographiert bei der Museumspflegschaft am 20. v. M. und

b) den wohl erhaltenen Giebel vom Kloster Chorin.

Beide Aufnahmen werden mit Dank der Sammlung des Märkischen Museums überwiesen.

E. Bücherbesprechungen.

XII) Von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin sind folgende zwei vortreffliche, so recht auf den Weihnachtstisch für Alt und Jung passende Büchlein, im Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1907, in ansprechender Ausstattung herausgegeben.

a) Der Joggeli. Erzählung von Wilhelm Speck mit einem Geleitwort des der Brandenburgia als vortrefflicher heimatlicher Erzähler bestens bekannten Herrn Wilhelm Kotzde. Eine Perle unter den Werken Specks.*) Wie unterschreiben, was Kotzde sagt: „Am reichsten aber wohl tritt Wilhelm Speck mit dem „Joggeli“ vor uns. Lag etwas Schweres über den „Zwei Seelen“, im „Joggeli“ ist Befreiung. Was in dem wunderlichen Herzen dieses Mannes lebt, das konnte nicht feiner dargestellt werden, als es unserem Dichter gelang. Dieses Büchlein kann ein Verstehen für den Mitmenschen wirken, aus dem die Liebe fließt. Und dann, was alle Werke des Dichters auszeichnet: Die Gestalten treten vom ersten Augenblick an klar und scharf umrissen vor uns. Und ebenso sicher reiht sich Satz an Satz; da gibt es kein Abbiegen, jedes Wort fügt sich mit Notwendigkeit. Wilhelm Speck ist ein Meister der Erzählungskunst.“

Dutenbach, des guten wunderlichen Joggeli Heimatdorf, liegt irgendwo zwischen Werra und Fulda im Angesicht des beinahe 3000 Fuß hohen herrlichen Rundblicks vom Meißener. An Charaktertiefe ähnelt Joggeli Wilhelm Raabeschen Figuren, der Hintergrund und das Milieu klingt an Rosegger an.

b) Aus Geschichte und Leben. Erzählungen von Adolf Schmitthener ausgewählt und herausgegeben von Carl Meyer-Frommhold. „Der Seehund“, „Die Frühglocke“, „Friede auf Erden“, „Ein Wort“, „Der Dickkopf und das Peterlein“, „Am Ende der Welt“.

Adolf Schmitthener ist leider im Januar 1907 in seinem Pfarrhaus zu Heidelberg plötzlich verstorben, betrauert nicht bloß von seinen süddeutschen Landsleuten. Jugenderzählungen von rührender Innigkeit, so besonders „Der Seehund“, Die Geschichte von dem kleinen Mädchen, das von dem blinden Synagogendiener aus dem reißenden Bach gerettet wird. Auch wir beklagen, daß der feinsinnige Dichter dem deutschen Volk bereits im 53. Jahre eines arbeitsreichen und ebenso arbeitsfrohen Lebens entrissen worden ist.

Der freien Lehrervereinigung danken wir für die glückliche Auswahl beider Schriften und wünschen diesen die weiteste Verbreitung.

F. Zwei Einsendungen von Herrn Otto Monke.

1. Den drei Unbekannten bei Trebnitz, Ober-Barnim.

In einem kleinem Gebüsch dicht an der Chaussee zwischen Trebnitz und Jahnsfelde (Ober-Barnim) liegt ein Stein mit der Aufschrift „Den drei Unbekannten“. Seit Jahren war es meine Absicht, die Geschichte dieses Steines zu ermitteln; die weite Entfernung schreckte mich stets zurück. Unlängst gab mir Herr Bolke (Vorstand des Touristenklubs

*) Vergl. die Erzählung „Zwei Seelen“ und die Novellen „Menschen, die den Weg verloren“, ebenfalls treffliche Werke Specks.

für die Mark Brandenburg) darüber folgende Auskunft. „Dieser Punkt hieß“ — nach Angabe des Herrn Oberleutnant von Pfuel-Jahnsfelde — „früher die Spukecke. Als die Chaussee gebaut wurde, fand man ziemlich flach im alten Weggraben eingegraben drei Gerippe mit einigen Fetzen und Uniformknöpfen. Sie wurden auf dem Kirchhofe beigesetzt, und mein Vater setzte das Kreuz an die Stelle. Nun spukt es nicht mehr. Man erfuhr später von einer alten Frau aus Hardenberg, daß 1812 dort ein Gefecht stattgefunden mit Heimkehrenden der Großen Armee, und sie hätte verwundete Italiener von dort über Jahnsfelde an die große Hauptstraße transportieren müssen. Kurz vor Jahnsfelde seien 3 gestorben, die man dann dicht am Wege eingescharrt hätte.“

2. Der tote Franzose in Potsdam.

Ein Tanzlokal Luisenstr. 71 führte früher den Namen „zum toten Franzosen“. Nach einer Mitteilung in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Potsdams war der am 18. März 1850 „wirklich“ verstorbene Begründer und Inhaber des Lokals der aus der Nähe von Lyon gebürtige Franzose José Bolsé, welcher 1812 Soldat wurde, bei Leipzig am 19. Oktober 1813 schwer verwundet und dann gefangen wurde, als Verwundeter nach Potsdam kam, dort anscheinend starb und in dem offenen Massengrabe auf dem alten Kirchhofe begraben, d. h. mit einer Kalkschicht bestreut wurde. Er erschien dann in der Nacht am Fenster des Totengräbers, wurde von diesem zunächst aufgenommen, gepflegt und dann in das Lazarett gebracht.

Nach seiner Genesung fand er Aufnahme und Beschäftigung bei dem Kaufmann Nevir-Potsdam; er verheiratete sich mit einer bei Nevir bediensteten Marie Fischer und gründete mit ihr zusammen ein kleines Viktualien- und Schankgeschäft Luisenstr. 71.

Seine Enkelin ist Schülerin der 1. Klasse der unter meiner Leitung stehenden 70. Gemeindeschule. Ihre Gesichtsbildung verrät (dem, der die Geschichte weiß) die französische Abstammung.

G. Anderweitige Mitteilungen.

Herr Professor Dr. Otto Pniower legte das eben erschienene Buch Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde. Neu herausgegeben von Ernst Friedel mit folgenden Worten vor:

Als Motto steht auf dem ersten Blatt dieses Werkes der Spruch: Bene qui latuit, bene vixit. Wer sich gut zu verbergen verstand, der hat gut gelebt.

Diese Worte bezeichnen recht das Wesen des Verfassers, dem eine starke Scheu und Schüchternheit eigen waren. Wie ein roter Faden zieht sich diese Zaghaftigkeit, diese Furcht vor der Öffentlichkeit durch die Memoiren. Wenn Gustav Parthey aber nach außen hin nicht hervor-

trat, so war er deshalb doch kein tatenloser Mann. Vielmehr hat er eine stille, aber keineswegs geringe Wirksamkeit entfaltet.

Seine äußere Laufbahn ist merkwürdig und ungewöhnlich. Er war Verlagsbuchhändler und zugleich Gelehrter und zwar ein so hervorragender, daß ihm die große Auszeichnung zu teil ward, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften zu werden. Er wurde im Jahre 1857 an demselben Tage wie Theodor Mommsen in die Körperschaft aufgenommen. Sein Fach war einmal die Geographie des Altertums: verschiedene Schriften antiker Geographen hat er herausgegeben. Dann aber beschäftigte ihn vorzugsweise die Geschichte Egyptens. Er schrieb ein lateinisch-koptisches Wörterbuch. Daß die Kenntnis dieses Idioms, der jüngsten Gestalt der ägyptischen Sprache, zur Erklärung der hieroglyphischen Inschriften unerläßlich ist, hat er mit Erfolg dargetan. Er hat weiter auf Grund der Kenntnis dieser Sprache die Berichte der klassischen Schriftsteller über das Pharaonenland geprüft und durch die Vergleichung mit den einheimischen Denkmälern auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Wiederholt hat er das Land beschrieben und einzelne Teile geschichtlich behandelt. Aber auch Wanderungen durch Sizilien und die Levante hat er unternommen und darüber berichtet. Endlich war er ein leidenschaftlicher Sammler, besonders von Gemälden und Münzen und hat sich auch auf diesem Gebiete als Schriftsteller betätigt.

Er war ein Enkel Friedrich Nicolais und erbte das Geschäft, das er vom Jahre 1825 bis zu seinem Tode im Jahre 1872 leitete. Kurz vor seinem Hinscheiden schrieb er nun zunächst für die Familie diese Erinnerungen. Sie reichen etwa von 1806 bis zum Jahre 1821.

Das Haus Friedrich Nicolais war ein Mittelpunkt des geistigen Lebens Berlins. Das blieb es auch noch lange Zeit nach seinem Tode, der am 11. Januar 1811 erfolgte. Die meisten irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten der Kunst und Wissenschaft verkehrten dort. Was damals von Männern und Frauen der Öffentlichkeit nach Berlin kam, versäumte selten in dem Nicolaischen Hause vorzusprechen. Zu vielen Orten und Menschen unterhielt der Verlag Beziehungen. Sie reichten bis in die höchsten Kreise hinein. So war Partheys Vater mit der Herzogin Dorothea von Kurland, die in Berlin im Anfang des vorigen Jahrhunderts Unter den Linden ein Palais, das kurländische Haus, bewohnte, intim befreundet. Auch diese Fürstin versammelte einen Kreis von Berliner Notabilitäten um sich. In die von dem Erzähler behandelte Zeit fallen nun aber auch jene große Ereignisse: der Krieg von 1806, der Fall Preußens, die Besetzung der Hauptstadt durch die Franzosen, der triumphierende Einzug Napoleons und dann die glänzende Erhebung von 1813—15. Man sieht: Parthey hatte wirklich etwas zu erzählen. Dazu kommen noch Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, die er schon als junger Mann unternahm. An Stoff fehlte

es ihm also nicht, und man muß sagen, daß er ihn auch gut und fesselnd zu behandeln verstanden hat.

Parthey war, abgesehen von seiner Gelehrsamkeit, ein feingebildeter Mann. Eine hohe Kultur spricht aus diesen Memoiren. Er war ein großer Verehrer Goethes, in dessen Gedankenkreis er sich eingelebt hat und in dem er besonders gern verweilt. Die Liebe zu dem Dichter berührt um so angenehmer, als bekanntlich zwischen ihm und Parthey's Großvater Nicolai ein nichts weniger als freundliches Verhältnis bestand. Goethe hat ihn für immer im „Faust“ als den Vertreter des rechthaberischen Philistertums in der Literatur gekennzeichnet. Diesem Ahnen und seinen Werken steht der Verfasser der Erinnerungen mit erfrischender Unbefangenheit gegenüber. Die Liebe zu Goethe aber hat ihn bestimmt, wo er nur konnte, über den großen Dichter zu berichten. Schon vor diesen Jugenderinnerungen hatte er eine Schrift herausgegeben: „Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe“ (1862, neu abgedruckt 1883). In unsern Memoiren selbst beruft er sich mit Vorliebe auf ihn und zitiert gern aus seinen Werken. Auch erzählt er einiges damals Unbekannte aus seinem Leben. Die Quelle dafür waren ihm die mit dem Nicolaischen Hause befreundete Familie Körner, die auch zum Dichter vielfache Beziehungen hatte, und sein Heidelberger Lehrer, der Archaeologe und Mythologe Creuzer. Was er berichtet, besteht vor dem heutigen Wissen über den Dichter nicht, und wurde mit Erlaubnis des Herrn Geh. Rats Friedel von mir in den dem neuen Abdruck beigegebenen Anmerkungen berichtet oder ergänzt. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle die Verbesserung eines Irrtums, der mir entgangen war, nachzutragen. In der Bd. 2, S. 96, erwähnten ersten, von Dilettanten bewirkten Aufführung der „Iphigenie“, spielte nicht Frau von Stein die Heldin, wie Parthey sagt, sondern Corona Schröter.

Dieser hier geschilderte Mann nun war seiner ganzen Natur nach ein stiller, treuer Beschauer, der sich gern belehrte und den Erziehung und die gute Tradition des Vaterhauses dazu trieben, die Augen offen zu halten und alles Wissenswerte zu beachten und gewissermaßen zu buchen. Bedenkt man das alles, so darf man erwarten, daß seine Erinnerungen viel Interessantes bieten. Und diese Erwartung wird auch nicht getäuscht. Das Berlin dieser Zeit tritt einem lebendig entgegen. Eine Fülle bemerkenswerter Personen wandeln an uns vorüber. Fast von jeder weiß Parthey Charakteristisches zu berichten. Der Kreis der Frau v. Recke mit ihrem von ihr unzertrennlichen Tiedge wird uns geschildert. Die Familie Körner spielt eine bedeutsame Rolle. Über die Geselligkeit der Zeit erfahren wir vieles, was uns heute mit einer Art Neid erfüllt. Vom Theater, den hervorragenden Mitgliedern des Schauspiel- und des Opernhauses hören wir allerlei Anekdotisches. Durchreisende Virtuosen werden uns vorgestellt. Die wichtigsten

Vertreter der noch nicht lange bestehenden Universität lernen wir kennen. Was werden uns allein von dem scharfsinnigen, bissigen Friedrich August Wolf, dem berühmten Altertumsforscher, für sarkastische Bonmots erzählt! Nicht minder interessant ist, was Parthey von dem Turnwesen berichtet und von seiner Militärzeit. Das Institut des Einjährig-Freiwilligentums war eben erst begründet worden. Wer Einjähriger war, wird mit Lächeln von den idyllischen Zuständen, die damals in Bezug auf diese Soldatenklasse herrschten, Kenntnis nehmen. Zuletzt führt uns Parthey von Berlin weg nach Heidelberg und München, nach Paris und London. Auch was er von dort berichtet, ist hübsch und fesselnd. In Paris erhielt er durch die Herzogin von Kurland Zutritt zu den höchsten Kreisen. So ist er in der Lage, allerlei Merkwürdiges über Talleyrand, namentlich den äußeren Menschen zu erzählen. Kurz, jeder wird das Buch mit Befriedigung aus der Hand legen.

Die neue Ausgabe hat, wie ich schon angedeutet habe, Herr Geheimrat Friedel mit Anmerkungen versehen, die dazu bestimmt sind, mancherlei Irrtümer, die dem Memoirenschreiber begegnet sind, zu berichtigen, manche vergessene Persönlichkeit, die der Verfasser als bekannt voraussetzen durfte, wieder in die Erinnerung zu rufen. Er hat dadurch das Verständnis des hübschen Buches erhöht. Der alte Text aber blieb vollständig intakt.

Zu Gustav Partheys Jugenderinnerungen möchte ich noch zwei Notizen aus neuester Zeit geben.

a) Unter dem Titel „Eine Silberhochzeit in Alt-Berlin“ hat der am 28. Mai d. J. verstorbene Schriftsteller Gotthilf Weisstein einen auf Friedrich Nicolai bezüglichen hübschen Aufsatz hinterlassen, den der Verein für die Geschichte Berlins in den Mitteilungen 1907, S. 204 und 205 veröffentlicht. Interessant ist der Kupferstich von J. D. Meil, welcher gelegentlich der Silberhochzeit Fr. Nicolais am 11. Dez. 1785 denselben gewissermaßen als Jubelgreis mit Frau und zahlreicher Familie darstellt. Dieser „Jubelgreis“ mit hoher Zipfelmütze und Schlafrock war aber erst 52 Jahre alt. So liebten es damals würdige Männern schon in den besten Jahren als würdige Greise zu posieren.

b) Dann gedenke ich des Schlosses Loebichau, das 1791 von der Gemahlin des letzten Herzogs von Kurland u. v. H. Biron gekauft worden war. Die ebenso schöne wie feingebildete Herzogin Dorothea geb. Reichsgräfin von Medem, stattete die Schlösser, von denen sie das größere umbaute, mit Kunstschätzen und einem ungewöhnlich reichen Mobiliar aus. Das Rokoko sowohl wie der Stil Louis XVI. und das Empire waren in der Einrichtung der Gemächer geschmackvoll vertreten. In ihnen empfing Dorothea die Großen jener Zeit, Kaiser Alexander I. von Rußland, die sächsischen Herzöge, Goethe, Talleyrand u. a. Was

aber dem Kreise der Herzogin auch sonst bleibende Bedeutung verlieh, waren die literarischen und künstlerischen Größen, die sich oftmals um sie versammelten. Ihre edle Schwester, die durch ihr Buch gegen Cagliostro bekannte Schriftstellerin und Dichterin Elise von der Recke, brachte manchen Sommer in Loebichau zu, mit ihr ihr Freund Christoph Aug. Tiedge, der Dichter der *Urania*, ferner Goeckingk, Moritz von Thuemmel, Anselm von Feuerbach, Christian von Meckel und auch Theodor Körner, der Herzogin Patenkind, sowie Jean Paul. — Der Dichter bekannter Burschenlieder, August von Binzer, führte als Braut Emilie von Gerschau aus Loebichau heim, die Pflgetochter der Herzogin Wilhelmine von Sagan, ältesten Tochter der Herzogin Dorothea. Emilie von Binzer verdanken wir eine Schilderung des Loebichauer Lebens bis zum Tode der Herzogin Dorothea (1821) in dem Buche: „Drei Sommer in Loebichau“ (Stuttgart, W. Spemann, 1877).

Indem ich diese Notizen zum großen Teil dem gleich zu erwähnenden Katalog 1490 des Lepkeschen Auktionshauses entnahm, verweise ich hinsichtlich der Beziehungen Gustav Partheys auf den von mir soeben herausgegebenen zweiten Band seiner Jugenderinnerungen und meine Anmerkungen dazu. Durch hochherzigen Entschluß seiner jetzigen Besitzer ist das Rittergut Loebichau, im Herzogtum Altenburg belegen, mit seinen beiden Schlössern der Deutschen Adelsgenossenschaft überwiesen worden, um daselbst ein evangelisches adliges Damenstift mit Haushaltungs- und Krankenpflege-Schule zu errichten. Die herrschaftliche und kunstgewerbliche Ausstattung der Schlösser, soweit sie dem gedachten Zweck nicht entsprechend war oder aus anderen Gründen nicht vorbehalten wurde, ist in den Tagen vom 21. bis 23. d. M. versteigert worden. Die Gegenstände gehörten der Geschmacksrichtung und Zeit von etwa 1790 bis 1820 an. Ernst Friedel.

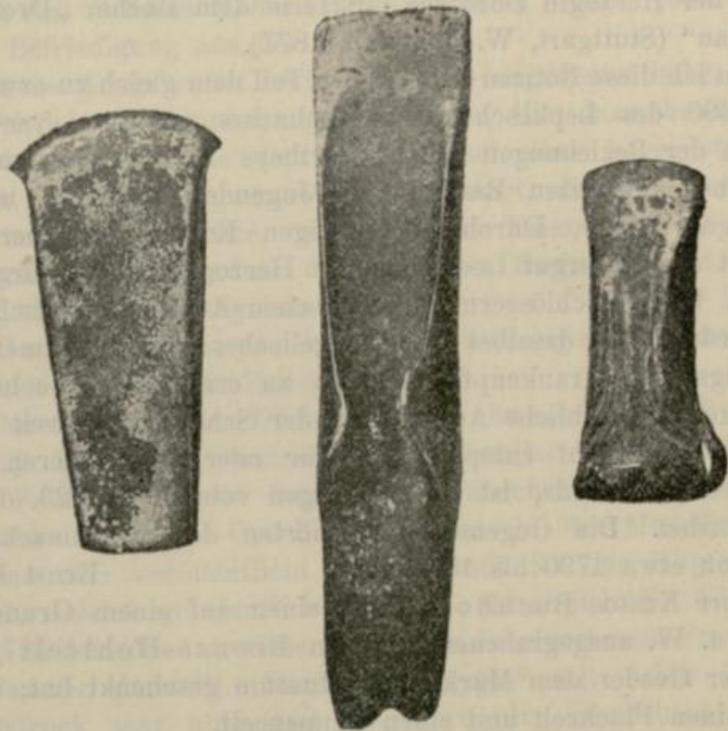
II. Herr Kustos Buchholz zeigt einen auf einem Grundstück in Landsberg a. W. ausgegrabenen schönen Bronze-Hohlcelt vor, den Herr Rentier Geeder dem Märkischen Museum geschenkt hat; dazu zum Vergleich einen Flachcelt und einen Lappencelt.

Celt wird die Klinge der gebräuchlichsten und wirksamsten Waffe unserer heidnischen Vorfahren, der Streitaxt, genannt, die in ganz Nord- und Mittel-Europa, namentlich auch in der Provinz Brandenburg, sehr häufig gefunden wurde. Das Märkische Museum besitzt allein etwa 80 Stück.

Von den sehr mannigfachen Formen dieser Bronzewaffen lege ich hier die drei Grundtypen vor, in die sich alle anderen einordnen lassen und die zugleich annähernd die fortschreitende Kulturentwicklung innerhalb der ganzen Bronzeperiode, d. h. bei uns etwa in der Zeit von der Mitte des 2. Jahrtausend bis zur Mitte des 1. Jahrtausend vor Christus, markieren.

Der Flachcelt, lediglich eine Fortsetzung der Formen der Feuersteinbeile der Steinzeit, muß der ältesten Bronzeperiode zugeschrieben werden.

Der Lappencelt stellt eine Verbesserung des einfachen keilförmigen Flachcelts hinsichtlich der Befestigung an der Handhabe, dem Holzschaft, dar. Die Handhabe ist nicht mehr eine einfache Keule, in deren am Ende eingearbeitetes Loch der Celt eingetrieben wird, sondern eine solche mit recht- oder spitzwinklich abstehendem Ast. Das Ende dieses Astes wurde aufgespalten und der Rücken des Lappencelts so in den Spalt gesteckt, daß die beiden Spaltstücke sich in die Bahn zwischen je zwei Lappen einschoben. So konnte der Celt untrennbar mit dem Schaft dreifach verbunden werden.



Der Hohlcelt wurde auf das kurze Astende aufgesteckt und ein an ihm angebrachtes Ör diente zur sicheren Befestigung am Schaft mittels Riemen pp. Diese Form wurde offenbar gebräuchlicher, nicht allein, weil die Streitaxt damit leichter zu führen war, sondern auch, weil dadurch viel von dem teuren Metall gespart wurde. Die Lappencelte erfordern 400–500 Gramm Bronze, die Hohlcelte nur etwa 100 Gramm.

Während die beiden älteren Celtformen nur äußerst selten eine Verzierung zeigen, sind die Hohlcelte meistens mit ornamentalen Linien versehen, wie auch dieser von Landsberg a. W.

III. Unser Mitglied Herr Rektor Monke legte 2 Photographien vor, die Herr Ingenieur Herrmann, ebenfalls M. der Brandenburgia, gelegentlich der Pflugschaftsfahrt am 20. Oktober am Nonnenfließ aufgenommen hatte. Die erste betrifft die Brücke über die alte Bernauer Heerstraße, welche bereits anno 1812 von den Franzosen auf dem Marsche nach Rußland passiert wurde; die zweite stellt die etwa 1630 erbaute Schönholzer Schneidemühle mit dem sog. Ockerschuppen dar, welcher an den Versuch erinnert, den man unternahm, um die dortigen Wiesenerze fabrikmäßig auszubeuten.

Herr Rektor Monke besprach sodann unter Vorlage der Gegenstände folgende Eingänge:

- a) Von Herrn Ackerbürger Fischer in Biesenthal dem Märkischen Museum überwiesen wurde eine auf seinem Grundstück ausgegrabene mittelalterliche Scheere, in der Form der noch üblichen Schafscheeren ähnlich, doch etwas zierlicher, ebenso ein wendischer Reitsporn (etwa 13. Jahrhundert),
- b) ein kleines mit Stollen versehenes Hufeisen (etwa 16. Jahrhundert), geschenkt von Herrn Ackerbürger Braun-Biesenthal,
- c) einen von Herrn Glasermeister Rücker-Biesenthal geschenkten Lehrbrief der Berliner Tischler-Innung vom 14. März 1735,
- d) einen Gewerksstempel aus dem Jahre 1788; das Pflugschaftsmitglied Herr Kulisch aus Biesenthal stiftet denselben für die Sammlung des Märkischen Museums. Von dem genannten Herrn rührt ebenfalls ein bei Biesenthal ausgegrabener verzierter Knopf her, ferner ein Feuerstein-Nucleus und ein Flaschenstempel aus der 1747 gegründeten Annenwalder Glashütte bei Templin. Er zeigt unter einem fliegenden Adler die Inschrift: „Annenwalde 1817 Nr. 3,
- e) einen ihm vom Direktor der Berliner Bockbrauerei, Herrn Röhrig verfaßten und persönlich übersandten Aufsatz über die Geschichte der genannten Brauerei. Er findet sich abgedruckt in der Jubiläums-Bockzeitung (1907) und bestätigt die von Rektor Monke in seinem Vortrag zu Biesenthal gemachte Angabe, daß unter den jetzt bestehenden Berliner Brauereien die Berliner Bockbrauerei die erste sei, welche Lagerbier nach bayrischer Art braute. Sie wurde 1838 gegründet, nachdem der Versuch Leys, das in seiner Brauerei vor dem Oranienburger Tor hergestellte bayrische Bier in Berlin abzusetzen, mißglückt war. Ergänzend fügte Rektor Monke noch hinzu, daß Ley, angeregt durch den Erfolg, welchen Hopff mit seinem Bock-Bier erzielte, um 1842 noch einmal versuchte, die Berliner Bocktrinker für sich zu gewinnen. Er eröffnete einen Ausschank in der Schönhauser Allee zwischen dem Pfefferberge und dem Schultheiß,

gegenüber dem jetzigen jüdischen Friedhof. Anfangs ging die Sache leidlich; später hatte er jedoch Unglück. Es war nämlich eines Tages ein Braubursche in die Braupfanne gefallen, und im Publikum verbreitete sich das Gerücht, er sei mitgesotten und das Bier trotzdem verzapft worden. Natürlich sollte nun auch das Bier nach dem Jungen schmecken, und da war's mit dem Geschäft vorbei, obgleich die Gäste stets gut bedient worden waren. Schließlich gab Ley die Brauerei auf, und seine Erben verkauften das Terrain mit gutem Nutzen. In unserm Monatsblatt ist hierüber bereits eine Notiz enthalten.

Endlich verlas Rektor Monke eine von einer ehemaligen Schülerin der 70. Gemeindeschule Fräulein Hedwig Schulz mitgeteilte Volkssage, die er alsdann in der von ihm redigierten Fassung zur Verlesung brachte. In dieser Form lautet „Die Sage von den Pappeln am Kirchhofe zu Putlitz folgendermaßen: Einst entstand in Putlitz ein großer Brand, der in wenig Stunden die ganze Stadt in Asche legte. Niemand konnte sagen, wie das Feuer entstanden war, bis sich der Verdacht der Brandstiftung auf zwei Herren von Putlitz-Philippshof lenkte, die einen Streit mit der Stadt gehabt hatten. Ohne das Gerücht, das sich wie ein Lauffeuer unter den Obdachlosen fortpflanzte, näher zu prüfen, ergriffen die aufgeregten Bürger die beiden Adligen und sagten ihnen die Tat auf den Kopf zu. Da half denn kein Leugnen. Man schleppte die Unglücklichen vor die Stadt, machte auf dem dreieckigen Platz beim Kirchhofe am Wege nach Trieplitz eine tiefe Grube, warf die Herren hinein und begrub sie lebendig in voller Rüstung mitsamt ihren Rossen. Als nun aber der erste Zorn verraucht war, stiegen bei einigen Bedächtigen schwere Bedenken auf, ob man nicht doch voreilig gehandelt habe. Um nun den Streit der Meinungen zu schlichten und die Schuld oder Unschuld der beiden Putlitze an den Tag zu bringen, beschloß man, ein Gottesurteil anzurufen. Man pflanzte zwei junge Pappeln auf das Grab und meinte, sie würden schon eingehen, wenn die Herren schuldig gewesen wären; denn über Ruchlosen könnten die Bäume nicht gedeihen. Würden sie dennoch grünen, so sollte das ein Zeichen der Unschuld sein. Und was geschah? Die Pappeln schlugen sogleich Wurzeln; im nächsten Frühjahr erhielten sie neue Blätter, und in wenig Jahren wuchsen sie zu stattlichen Bäumen heran; jetzt sind sie die mächtigsten in der ganzen Gegend und ein Wahrzeichen der Stadt. Sie grünen noch heut in jedem Jahr und erinnern die Bürger an die Untat ihrer Vorfahren.

IV. Herr Prediger Dr. Runze: Karl Rosenkranz und seine Beziehungen zu Berlin. Wir hoffen diesen interessanten Vortrag in erweiterter Form als besonderen Aufsatz bringen zu können

V. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant Alt Bayern, Potsdamerstr. 10.